

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 7 (1903)

Artikel: J.P. Hebels "Allemannische Gedichte" : ein Jubiläum
Autor: Gessler, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-574647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

J. P. Hebel's „Allemannische Gedichte“.

Ein Jubiläum.

Von Albert Geßler.

Mit Bildnis.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Hschon im ersten Jahrgang der Schweiz (1897) ist von J. P. Hebel die Stede gewesen. Damals sprach der Schreiber dieser Zeilen über „Hebelfest und Hebelmähli“ und stellte fest, daß auf der weiten Welt kein Dichter von seinem Volke, d. h. von seinen engsten Heimatgenossen, so treu geliebt und so schön geehrt wird wie Johann Peter Hebel. Wie er im Volke gelebt hat, so lebt heute noch sein Volk in ihm. Und dieses Volk ist im Lauf der Jahrzehnte eigentlich immer gewachsen; denn nicht nur in dem Winkel des Rheins zwischen dem Fricktal und ehemaligen Sundgau“ leben heute Hebel's Lieder, sondern wir können getrost behaupten, daß vom ganzen allemannischen Sprachgebiet speziell die Schweiz Hebel in gewissem Sinn für den ihrigen ansieht, weil sein Denken und Empfinden dem unsrigen aufs engste verwandt ist.

Und diese Liebe ist nun genau hundert Jahre alt; denn im ersten Monat des Jahres 1803 sind Hebel's „Allemannische Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten“ zum ersten Mal erschienen.

Die hundertste Jahressicherung dieses Ereignisses darf es wohl rechtfertigen, wenn wir hier über die Entstehung dieser Gedichte Näheres mitteilen. Wir sind ja in der glücklichen Lage, dieses Werden der kostlichen kleinen Idyllen in Hebel's eigenen Zeugnissen zu erkennen, nämlich in dem 1860 von Fr. Becker zum hundertsten Geburtstag Hebel's als „Festgabe“ herausgegebenen Briefen an Wilhelm Friedrich Hitzig in Rötteln. Auch an seine Freundin Gustave Fecht in Weil hat Hebel hie und da ein Wort von seinen allemannischen Gedichten geschrieben.¹⁾

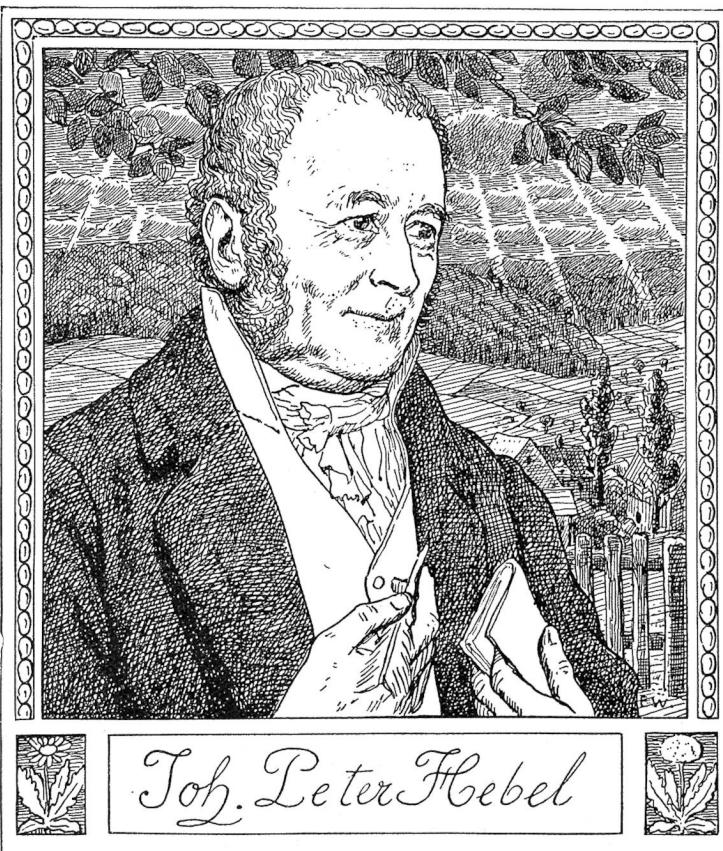
Bevor wir aber darauf näher eingehen, sei kurz

Hebel's Leben bis zum Jahr 1814 erzählt.²⁾ Er ist bekanntlich am 10. Mai 1760 in Basel geboren, hat aber seine Jugend meist in der Heimat seiner Mutter, in Hausen im Wiesental, verlebt. Schon 1761 starb sein Vater, 1773 die Mutter. Aber dem früh Verwaisten standen von Anfang an freundliche Helfer zur Seite, und so wurde er von der Hauser Dorfschule ins Pädagogium nach Schopfheim, darauf ins Gymnasium illustre in Karlsruhe getan und konnte 1778 zum Studium der Theologie nach Erlangen gehen. Zwei Jahre später machte er sein Examen und wurde zunächst Hauslehrer und Privatvikar beim Pfarrer von Hertingen im Markgräflerland; das Frühjahr 1783 brachte ihm endlich eine Stelle: er wurde Präzeptoratsvikar, d. h. Hilfslehrer am Pädagogium zu Lörrach. Es war ein karges Brot, das er da aß; aber die Lörracherzeit ist doch wohl seine glücklichste gewesen; denn er fand da seine besten Freunde: Tobias Güntert, damals Prorektor in Lörrach, später Pfarrer in Weil, den schon genannten W. F. Hitzig, der seit 1787 Pfarrvikar in Rötteln war,

und den Kanderner Diakon Sonntag. Von ihrem fröhlichen Treiben geben uns die von Becker edierten Briefe einen Begriff. Auch die Liebe suchte den Vikar heim: Gustave Fecht hieß sie und war die Tochter des Pfarrers von Gimeldingen, Günterts Schwägerin, „ein Mädchen mit hellblauen, großen Augen und einem flachsblonden Lockenkopf“. Warum die beiden sich nicht geheiratet haben? Warum Hebel überhaupt ledig geblieben ist? Wer weiß das! „Als ich wollte, konnte ich nicht, und als ich konnte, wollte ich nicht,“ hat er später lakonisch gesagt. Nach acht

¹⁾ „J. P. Hebel. Festgabe zu seinem hundertsten Geburtstage. Briefe Hebel's an Freund und Freundin; dichterliche Grüße an sein Andenken; über die Basler Mundart; Basler Helgen.“ Herausgegeben von Friedrich Becker. Basel 1860 (Schweighäuser).

²⁾ Wir folgen dabei der außerordentlich frisch und lebendig geschriebenen, echt volkstümlichen Biographie Hebel's, die Pf. H. Ulbrecht der neuesten bei J. Lang in Karlsruhe erschienenen, von K. Kögler netz illustrierten Ausgabe von Hebel's Gedichten vorangesezt hat.



Aus „Allemannische Bildnisse. Beih. Zeichnungen von Ernst Württenberger (Zürich).“

Jahren (1791) wurde Hebel aus seinem lieben Wiesental weg nach Karlsruhe berufen, um dort mit dem Titel Professor Lehrer am Gymnasium zu werden; auch hatte er als Hof-Subdiakonus etwa in der Hofkirche zu predigen. In der badischen Residenz ist Hebel nun zunächst ein trefflicher, geschickter Lehrer gewesen; von 1808—1814 war er Direktor des Gymnasiums. Auch dort fand er Freunde — aber es waren nicht die alten, mit denen er in so traitem, liebenswürdig poetischem Verein gestanden hatte: wo Gündert der Vogt, Hebel der Stabhalter und ein dritter (Pfarrer Reinhard in Tüllingen?) der Bammert hieß; Proteus war ihr Schuhherr, der Belchen sein Altar, Hizig unter dem Namen Zenoides war Oberpriester, Hebel selbst hieß Parmenideus. Nach diesen Freunden, mit denen er natürlich in der allemannischen Landessprache verkehrt hatte, an die er auch in Briefen noch manches mundartliche Wort sandte, zog ihn seine Sehnsucht, noch mehr aber zu seinem Heimatland, dem lieblichen Wiesental. Dorthin wäre er immer am liebsten zurückgekehrt. Schon 1792, da er in Karlsruhe eben Amt und Würde erlangt hatte, schrieb er (19. Febr.) an Gustave Ficht: „Ueberhaupt, da mirs mein Schicksal nicht gönte, in Lörrach bleiben zu können, oder in Tüllingen, oder sonst wo in der Nähe des Lebens froh zu seyn, so wünschte ich auch sonst an keinem andern Ort zu seyn, als wo ich bin. Aber freilich auf dem Tüllingerberg wär es noch gar viel feiner und lieblicher, wo man doch auch Schnee sieht im Winter und Blüthen im Frühling, und wo es im Sommer donnert und blitzt, als wenn der liebe jüngste Tag im Anzug wäre. Ich glaube, daß am jüngsten Tag die Morgenröthe lauter Blitz seyn und der Donner Schlag auf Schlag die Morgenwache antrömmeln werde. Wie es dann an ein Bettglockleuten gehen wird von Häutingen den Berg herum bis nach Efringen hinab! wie die Leute sich die Augen reiben werden, daß es schon tagt! wie es an ein Schneiden und Garbenbinden gehn wird! denn man will behaupten, daß der jüngste Tag in die Endte Zeit fallen werde. Und wie sich die Leute wundern werden, daß es nimmer nacht werden will! das alles könnte ich dort oben herab ansehen und nach Weil hinunter schauen und denken: nun werden sie dort unten doch auch aus den Federn seyn und in ihrem Stark oder Schmolt den Morgenseggen am jüngsten Tag aussuchen. — Und wer weiß, was ich thäte, ob (ich) nicht in der blitzigen Morgendämmerung geschwind durch die Neben hinabstolperte und Ihnen zusammen Ihre schweren goldenen Garben binden hülfe.“¹⁾ Das ist Sehnsucht nach der Heimat, das ist Sehnsucht nach der Geliebten: es ist, mit einem Wort, Poesie, volle, reine, anschauungsmächtige Poesie — direkte Vordeutung auf das großartige Bild vom jüngsten Tag in der „Vergänglichkeit“. Und aus dieser Sehnsucht sind die allemannischen Gedichte erwachsen. Noch öfters, auch nach deren Herausgabe, hat Hebel seiner Liebe zum Wiesental Ausdruck gegeben. Am 13. August 1809 heißt es an Hizig: „Es muß aller Ehren werth seyn, o Zenoides, wenn man alle Jahre einen Monat aus demselben herausstechen und flugsüchtig, heimwehelig das Land hinauf meßgen²⁾

kann, biß man das Kälblein hat und doch nicht sticht. Es ist der 12 te Theil vom Jahr, wenn man will, oder es betrüge für jeden Tag eine Stunde, wenn man könnte, oder, die Nacht dazu gerechnet, zwey. So ginge es auch noch an, aber so ist es

iust, daß wenme Zuckerbrod und Nüß und was am Bäumli schö und glitzig hangt,
uf einmal in e Suppeschütle thät und stellt's umme.

So ist mir, o Zenoides, in die große Suppenschüssel zwischen dem Bogefus, dem Zura und Schwarzwald und auf das Tellerlein oder Schüslein dazu zwischen dem Hünerberg und der Lucke wohl viel schönes und glitzriges vom Schicksal eingesteuert und gehextet worden: euere Liebe, euere Gesichter; euere Beine zum Mitlaufen, euere Bäume und Quellen und Kirchhürme und die Suppenküchel selber. Aber es ist keine Befriedigung in diesem Genuß, wie in keinem. Es ist ein Vorüberzschweben aus der Heimat der Träume, ein italienischer Frühlingsmonat zu einem grönländischen Winter, ein Gedanke zum todschicken: Da hab ich schon 25 Jahre gelebt, da bin ich daheim, da gehöre ich hin, da sollte und könnte ich vielleicht seyn und herum hüpfen von Blume zu Blume, wie ein Heustöffel, und kann nur höchstens nach Jahr und Tag, und nicht ohne Permisz der Obern, wieder einmal wie ein Fremdling in ein fremdes Land, wie ein Apostel Paulus in den Himmel hineinschauen. Doch nein, das war zu viel gesagt, nicht das letzte, sondern das Vorletzte. — Wie in den Himmel schaue ich hinein, aber Dank sey es demselben und euerer Freundschaftlichen Anerkennung und landsmännischen Liebe: nicht wie ein Fremdling in fremdes Land, sondern wie ein Heimischer in die Heimat, wie ein Heustöffel in die Blumenkelche seiner Geburtsmatte.³⁾ Und 1811 heißt es: „Ich stech, o Zenoides, aus meinen Ferien, ja zwischen dem Charsfreitag und Ostern einen Tag heraus zu Briefschreiben, und des Tages lieblichste Stunde und das erste Pfiffllein dazu für dich, auf daß, gleich wie die Glocken heute in Rom sind, oder der hl. Vater seine lange Carwoche ohne Ostern hält, also ich auch in meinem Miniatur Italien, in meinem Röcklein, in deinem Tuseulum, in deinem Tivoli mich erluste und ausleute und getauft werde in den Armen und am Busen der Freundschaft mit Belchenäther und Wiesenduft und Schlüsselblümleinshauch aus dem Röttler Wald. Solcher Nothtaufen, o Zenoides, bedarf ich immer mehr. Denn alles Heilige will mich verlassen, und bald vergäße ich, daß ich hier . . . nur Lampire und dem heiligen Boden des Proteus angehöre, wenn er mich nicht durch Kreuz und Trübsale erinnerte, daß ich hier nur in der Fremdenschaft und in einer egyptischen Ziegelhütte meßge.“⁴⁾ — Also immer wieder das Fremdsein in der Fremde, immer noch die Heimatsehnsucht. Um liebstens hätte er eben immer — trotz allen Ehren der Hauptstadt — eine Oberländer Pfarrei gehabt; 1804 hatte er Schopfheim im Herzen, 1806 wäre er beinahe Stadtpfarrer in Freiburg geworden, ein andermal wollte er sich nach Grenzach melden. Er hatte sogar schon einmal eine Antrittspredigt begonnen; die schönste Stelle daraus hat Becker seiner „Festgabe“ als Motto vorangestellt:

¹⁾ Becker, S. 12.

²⁾ „meßgen“ ein Wort aus der Geheimsprache der Proteuser, hier in der Bedeutung von „reisen“.

³⁾ Becker, S. 229 f.

⁴⁾ Becker, S. 243.

„Ich bin von armen, aber frommen Eltern geboren, habe die Hälfte der Zeit in meiner Kindheit bald in einem einsamen Dorf, bald in vornehmnen Häusern einer berühmten Stadt zugebracht. Da habe ich frühe gelernt arm sein und reich sein. Wiewohl ich bin nie reich gewesen, ich habe gelernt nichts haben und Alles haben, mit den Fröhlichen froh sein und mit den Weinenden traurig.“ Auch das ist Stimmung, aus der die „Allemannischen Gedichte“ geworden sind. Aber der Hauptgrund ihrer Entstehung ist Sehnsucht nach der Heimat, nach „dem schönen einzigen Thal voll Schmeilen und Chettenblumen, lustigen Bächlein und Sommervögeln, wo es immer duftet, wie aus einem unsichtbaren Tempel herausgeweht, und immer tönt wie letzte Klänge ausgelütteter Festtagsglocken mit beginnenden Präludien mengelirt und verschmolzen, und wo ieder Vogel oberländisch pfeift und ieder, selbst der schlechteste Spaß, ein Pfarrer und heiliger Evangelist ist, und jeder Sommervogel ein gemüttes Chorbüblein, und das Weihwasser träufelt unaufhörlich und glitzert an jedem Halm. Da schwelgt ihr Tag für Tag und kennt vor lauter Genuss den Genuss nicht mehr, während dein armer Parmenideus alle Morgen oder Abend nach Beuertheim stoffelt und jedem Baum und jedem Milchweib einen Tritt geben möchte und noch von den städtischen Gänselein und Gansern hören muß: „das ist schön, das ist paradiesisch, das ist göttlich“... Aber ich bilde mir etwas darauf ein und gelte etwas bey mir, daß ich mich nun bis ins dritte Decennium hinein als Fremdling hier ansehe und ein heimlich mutterndes und bruttlendes Heimweh in mir herumtragen und weinen kann, so oft ich den ärmsten Teufel auf der Welt, einen oberländer Rekruten sehe.“¹⁾ Das stammt von 1812, dem Jahre, in dem Hebel zum letzten Mal ins Wiesental gekommen ist, während ihn von den ersten fünfzehn Sommern seines Karlsruher Aufenthaltes bei nahe jeder in die Heimat gelockt hatte.²⁾

Dieses Heimweh hatte nun Hebel wirklich lange mit sich herumgetragen, bevor es sich in Versen kundtat. Der Poet in ihm war aber innerlich gereift, sodaß sozusagen plötzlich der Quell der allemannischen Lieder hervorgebrochen ist, allerdings, um fast ebenso schnell wieder zu versiegen. Nur ein einziges Gedicht, eine poetische Epistel an den „Vogt“, den Pfarrer Gunttert in Weil, stammt noch aus dem achtzehnten Jahrhundert. Behaghel³⁾ setzt es etwa Pfingsten 1792. Dann kam nichts mehr bis zum Herbst 1800. Da schreibt Hebel an Hitzig, der ihm mit einer „schnurigen Schöpfungsgeschichte“ viel Spaß gemacht hatte: „Und weiter geb' ich dir ein Seitenstück... zum Besten... Es ist die Geschichte 1. Sam. 25, V. 2—42 (David und Abigail) im oberländer Dialekt, in Hexametern; die Szene ist im Schopfheimer Kirchspiel. Hab' Spaß daran, wenn du kannst, und theil's nicht mit, und nenn meinen Namen nicht. Ich läugne wie ein Dieb.“⁴⁾ Das Stück ist „Der Stattthalter von Schopfheim“, Hebels längstes Idyllion. Kaum sein bestes; aber es scheint der Anstoß gewesen zu sein zu

Freiwerbung seiner poetischen Kraft; denn das Jahr 1801 hat nun die „Allemannischen Gedichte“ des vierzigjährigen sozusagen in einer ununterbrochenen Eruption entstehen sehen. Am 6. Februar 1801 meldet Hebel dem Freund: „Meine Liebhaberey in den Nebenstunden zur Schadloshaltung für den Ungenuss mancher Geschäftsstunde hat sich in ein eigenes Fach geworfen: Ich studire unsere oberländische Sprache grammaticalisch, ich versifizire sie, herculeum opus! in allen Arten von metris; ich suche in dieser zerfallenden Ruine der altdeutschen Ursprache noch die Spuren ihres Urrihs und Gefüges auf und gedenke bald eine kleine Sammlung solcher Gedichte mit einer kleinen Grammatik und einem auf die Derivation weisenden Register der Idiotismen in die Welt fliegen zu lassen.... Zur Beurtheilung schicke ich dir einsweilen anligende Sammlungen, die hiemit dir geeignet seyn sollen und die einschlagenden Artikel aus dem Idiotikon oder Register als ein Musterlein von dem letztern. Dermalen arbeite ich am Dengelgeist in Hexametern... Vor der Hand bitte ich indessen darüber stille zu seyn. Ich weiß nicht, ob ich meinen Namen dazu hergeben werde!“⁵⁾ Schon im nächsten Briefe (vom 14. April) sendet er dann den Anfang des „Denglegeist“.⁶⁾

Aber er schreibt dazu: „Der Dengelengeist geratet ins Stocken. Ich mag aus Liebe zur Gegend, die mir durch das Andenken an unsere Wallfahrt und durch die Quelle der Wiese fast heilig ist, keinen bösen oder schauerlichen Geist aus ihm machen, und meine plumpen Phantasie bietet mir trotz aller Folter keine liebliche Idee zur Einkleidung. Um dich nicht ganz umsonst genarzt zu haben, teile ich dir die Einleitung, soweit ich kam, hier mit. Du wirst aus ihrer Länge erkennen, wie vergeblich ich auf Befruchtung des Genius zur Geburt des Hauptstoffs wartete. Aber vielleicht lehrt mir deine reichere Phantasie noch einen glücklichen Einfall.“

Diese Stelle ist sehr charakteristisch. Sie zeigt, wie keine Produktion ohne Mühe geleistet werden kann: die „Allemannischen Gedichte“ sind, trotz ihrem raschen Entstehen, so wenig aus dem Aermel geschüttelt worden wie irgend ein anderes Meisterwerk der Literatur alter Zeiten. Und noch etwas ist wichtig: wir ahnen hier, daß Pfarrer Hitzig in Rötteln an den „Allemannischen Gedichten“ einen gewissen Anteil hat; welchen, läßt sich allerdings nicht bestimmen; aber auch noch an späteren Stellen tritt die stille Mitarbeit Hitzigs hervor. — Am 20. Juni 1801 ist Hebel wieder „fleißig an den Allemannischen Liedern“; „werde bald ein Schifflein voll auf die hohe See schicken. Ist dir denn noch keine Idee zur Fortsetzung des Dengelengeistes... durch die Seele gegangen? Um ihn nicht ganz zu verlieren, hab ich ihn einsweilen einem langen Gedichte an die Wiese vorgewebt.“⁷⁾ Es beginnt noch heute mit den Worten:

„Wo der Dengle-Geist in mitternächtige Stunde
auf dem silberne Schir e goldeni Säge e denglet.“ —

Das Meisterwerk der „Allemannischen Gedichte“, die „Wiese“, scheint also vor dem 20. Juni 1801 fertig

¹⁾ Becker, S. 265 f.

²⁾ Georg Längin, „Johann Peter Hebel. Ein Lebensbild“ (Karlsruhe 1875), S. 95 f.

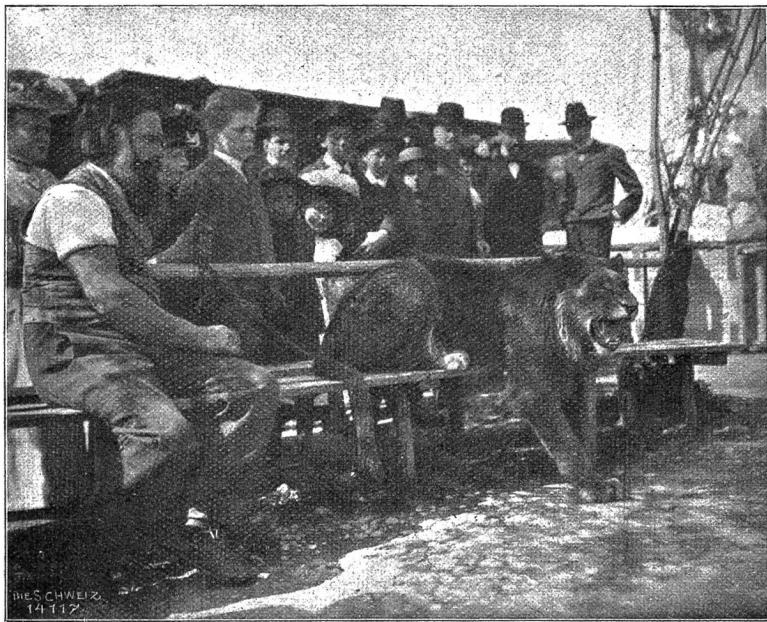
³⁾ Vgl. die Ausgabe der „Allemannischen Gedichte“ Hebels von O. Behaghel in Kürschners „Deutscher Nationalliteratur“ Bd. 142, Abt. I, S. 3. Der wissenschaftlich gründlichen Einleitung dasselbst entnehmen wir eine Reihe unserer späteren Angaben.

⁴⁾ Becker, S. 99.

⁵⁾ Becker, S. 106 f.

⁶⁾ Außer bei Becker („Festgabe“ S. 110 ff.) auch abgedruckt bei Behaghel S. 98 ff. Später ist dann das Bruchstück als Einleitung zum „Geisterbefuch auf dem Felsberg“ verwendet worden, der 1810 in der „Fels“, in den „Allemannischen Gedichten“ aber erst 1820 (in der V. Auflage) erschien. Für die „Fels“ habe er ihn, sagt Hebel in einem Briefe vom 8. November 1811, „umgeschaffen in einen Engel des Lichts, daß ich ihn (als Gespenst) fast mit mehr brauchen kann“.

⁷⁾ Becker, S. 115.



Bildhauer Urs Eggenschwyler und „s Züri-Deuli“ (Phot. G. Schultheß-Schoch, Zürich).

gewesen zu sein. Ferner ist wohl in demselben Brief die Stelle: „Der Proteus ist in mich gefahren, und ich habe den Zäplern und Zolpozern (Proteusausdruck für Schwerter und Kanonen, figürlich Krieg) den Abschied gesungen, habe müssen, nicht ob ich hab wollen, und da schick ich dirs, nicht als ob viel Geist drinn wäre“ — auf den „Schmelzofen“ zu beziehen.¹⁾ Auch „Hans und Verene“ wurde an Hitzig gesandt, und zwar hieß in dieser ursprünglichsten Brieffassung die sechste Strophe:

„Und uf und furt, jez gangi,
s' würd uf der Bühnde sy,
und sag em's, wenni näume ha,
und luegt es mi nit fründli a,
nit fründli a
dört enen — isch der Rhii!“

Und die Schlussstrope lautete:

„O Breneli, was seisch mer
o Breneli ischs so?
i will di friili, Jesis Gott!
i ha's nit sage, wient wott;
i will di friili, — jo!“²⁾

¹⁾ S. Behaghel, Anmerkung zu S. 29 der „Allem. Ged.“

²⁾ Bei Behaghel, Anmerkungen zu S. 66 ff.

(Fortsetzung folgt).

Zu unserer dritten Kunstbeilage.

Das diesjährige Sommerfest des Hottinger Lesezirkels will die Grinnerung an Salomon Geßner auffrischen, den „malenden Dichter“ (1730—1788); es soll sich im Sihlwald abspielen, wo seinerzeit Salomon Geßner als Sihlherr Wohnung hatte. Wenn uns schon Bilder und Text, die die Chartreuse bei Thun wieder in uns aufleben lassen, und der Aufsatz über Joh. Peter Hebel in die Zeit unserer Großväter, Ur- und Urgroßväter versetzen, so gibt unser Kunstblatt direkt ein Geßnersches Hirtenbild wieder. Das Original ist ein kleines Aquarell, betitelt „Der Flötenbläser“ (h. 0,18, br. 0,15), im Salomon Geßner-Album der Zürcher Kunstgesellschaft Blatt 29 und wurde bereits in einem farbigen Kupferstich vorangestellt dem „Achten Neujahrstück, herausgegeben von der Künstler-Gesellschaft in Zürich auf das Jahr 1812“¹⁾. Der Verfasser jenes

¹⁾ Auch als erste Kunstbeilage in den „Gedenkblättern zur Feier des einhundertjährigen Bestandes der Zürcherischen Künstlergesellschaft (1887).“

Neujahrstückes „enthaltend das Leben und die Charakteristik Salomon Geßners von Zürich“ bemerkte dazu auf Seite 11: „... Wir erblicken hier in einer eingeschlossenen, einsamen Waldgegend, am Ufer des über Felsenstücke herabrieselnden Baches, einen Hirten, der in nachlässiger Behaglichkeit auf dem gekrümmten moosigen Stamm eines Apfelbaums sitzend, die Flöte bläst, indes eine weibliche Figur, neben ihm stehend, die herabhängende Frucht des Baumes pflückt. Die leichte Bekleidung der beiden Gestalten deutet auf die Milde des Himmelsstriches und ihre harmlose Beschäftigung auf das goldene Zeitalter, in dem sie leben.“ — Auch wenn sich unsere Wiedergabe im Kolorit leider nicht ganz getreu ans Original anschließt, so wird das anmutige Bildchen doch manchem unserer Leser Freude bereiten, ob er nun am Rokokofest der Lesezirkler teil hat oder nicht.

O. W.

König Peter I. von Serbien.

Mit Bildnis.

Eben, da wir diese Zeilen schreiben, rüstet sich der neu gewählte König von Serbien, seinen bisherigen Wohnort Genf zu vertauschen mit seiner künftigen Residenz Belgrad. Er scheide vom Schweizerboden mit der läblichen Absicht, zu regieren nach den Grundzügen, die er bei uns in der Schweiz kennen und achten gelernt hat. Seit dem 4. März 1895 wohnte er in Genf an der Rue Bellot Nr. 5 im ersten Stockwerk, und unter dem Namen „Le Prince Pierre Karageorgewitsch“ war er da eine



König Peter I. (Karageorgewitsch) von Serbien.

wohlbekannte Persönlichkeit, auch wenn er sehr zurückgezogen lebte, beinahe bürgerlich einfach, ohne sich eine eigene Equipe zu halten, fast ausschließlich im Verkehr mit Russen, namentlich im Kreis des Fürsten Oldenburg. Aus der Ehe mit Prinzessin Zorka, einer Tochter des Fürsten Nikolaus von Montenegro, die 1890 verstorben ist, stammen ihm drei Kinder, eine Tochter Helene (geb. 1884) und zwei Söhne Georg (geb. 1887) und Alexander (geb. 1889); sie besuchten in Genf die Schulen, bis sie vor etwa zwei Jahren nach Petersburg verbracht wurden. — Peter Karageorgewitsch ward den 29. Juni 1844 zu Belgrad geboren, zur Zeit, da noch sein Vater, Fürst Alexander regierte, der Sohn des Kara (schwarzen) Georg, des Befreiers der Serben. Fürst Alexander wurde 1858 von der Skupština abgesetzt; an seine Stelle trat Milosch Obrenowitsch. Nach des Letztern Ermordung wurde Peter Karageorgewitsch von den serbischen Gerichten als Mitzuldiger zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Der Mann also, der noch vor wenig Tagen Serben nicht betreten durfte bei Gefahr der Zuchthausstrafe auf Lebenszeit, der Sohn des 1858 abgesetzten Fürsten Alexander, er kehrt nun zurück, von seinem Volk mit Jubel als König begrüßt, wozu ihn am 15. Juni Senat und Skupština einstimmig gewählt haben; im kommenden Frühjahr aber wird er die hundertjährige Wiederkehr des Tages feiern können, an dem sich die Serben unter seinem Großvater gegen die Türken erhoben haben.

O. W.